

al traf. Seltsam, wie leichtsinnig Fliegen sind! — Vielleicht dachten sie an diesem sonnigen Sommertage an dem Hof ebenso.

Eine eben eintretende Gestalt warf einen Schatten auf Madame Defarge, von dem sie fühlte, daß er ein neuer war. Sie legte ihr Strickzeug hin und steckte die Rose mit einer Nadel in ihrem Kopftuche fest, ehe sie die Gestalt ansah.

Es war merkwürdig. In dem Augenblick, wo Madame Defarge die Rose in die Hand nahm, hörten die Gäste auf zu sprechen und fingen allmählich an den Laden zu verlassen.

„Guten Tag, Madame,“ sagte der neue Ankömmling.

„Guten Tag, Monsieur!“

Sie sagte es laut, sprach aber zu sich selbst, wie sie ihr Strickzeug in die Hand nahm! „Ha! Alter ungefähr 40 Jahre, Größe ungefähr 5 Fuß 9 Zoll, Haar schwarz, Gesichtsfarbe dunkel, Aussehen im allgemeinen hübsch, Augen dunkel, Gesicht lang und schmal, Adernase, aber nicht gerade, sondern etwas nach der linken Backe zu gebogen, der Gesichtsausdruck dadurch lauernd! Guten Tag, einer und alle!“

„Haben Sie die Güte, mir ein Gläschen alten Kognak und einen Mundvoll kaltes frisches Wasser zu geben, Madame!“

Madame entsprach seinem Wunsche mit höflicher Miene.

„Süperber Kognak das, Madame!“

Es war das erste Mal, daß er so gelobt wurde, aber Madame Defarge kannte genug seine Entwicklungsgeschichte, um es besser zu wissen. Sie sagte jedoch, daß sich der Kognak geschmeichelt fühle, und nahm ihr Strickzeug wieder her. Der Gast betrachtete ihre geschäftigen Finger ein paar Augenblicke und benutzte dann die Gelegenheit, sich verstohlen in dem Laden umzusehen.

„Sie sind sehr geschickt im Stricken, Madame!“

„Ich bin daran gewöhnt.“

„Und auch ein hübsches Muster!“

„Meinen Sie wirklich?“ sagte Madame und sah ihn lächelnd an.

„Gewiß. Darf ich fragen, zu welchem Zweck Sie stricken?“

„Zur Zerstreuung,“ sagte Madame immer noch mit freundlich lächelndem Gesicht, während ihre Finger behend sich bewegten.

„Nicht zum Gebrauch?“

„Das kommt darauf an. Vielleicht finde ich einmal eine Verwendung dafür. Wenn das der Fall ist,“ sagte Madame mit einem starken Atemzuge und indem sie kokett ernst mit dem Kopf nickte, „werde ich es verwenden.“

Es war merkwürdig, aber der Geschmack Saint Antoinens schien ganz entschieden von einer Rose in ihrem Kopftuch verletzt zu werden. Zwei Männer waren eingetreten und im Begriff etwas zu trinken und sich zu bestellen, als sie beim Anblick der Blume stockten, vorgaben, einen Freund zu suchen, der nicht da war, und wieder gingen. Auch von denen, welche dagewesen waren, als der fremde Gast eintrat, war niemand mehr vorhanden. Einer nach dem andern hatte den Laden verlassen. Der Spion hatte gut aufgepaßt, aber kein Zeichen entdecken können. Sie hatten sich in einer armutbedrückten, ziellosen, zufälligen Weise weggeschlichen, die ganz natürlich und unverdächtig war.

„Sohn,“ markierte Madame, während sie weiter strickte und ihre Augen auf dem Fremden ruhten: „bleibe noch und ich stricke auch.“ „Barfab,“ ehe du gehst.“

„Sind Sie verheiratet, Madame?“

„Ja.“

„Haben Sie auch Kinder?“

„Nein.“

„Das Geschäft scheint schlecht zu gehen?“

„Das Geschäft geht sehr schlecht, die Leute sind so sehr arm.“

„Ach, das arme unglückliche Volk! Und so bedrückt — wie Sie sagen.“

„Wie Sie sagen,“ gab Madame berichtigend zurück und strickte dabei ein Extrazeichen in seinen Namen, das ihm nichts Gutes verhieß.

„Verzeihen Sie, gewiß brauchte ich den Ausdruck, aber natürlich denken Sie so. Das versteht sich von selbst.“

„Ich — denken?“ — entgegnete Madame mit gehobener Stimme. „Ich und mein Mann haben ohne Denken genug zu tun, diesen Weinschank offen zu halten. Unser einziger Gedanke hier ist, wie wir uns das Leben fristen sollen. Das ist's, woran wir denken und es gibt uns von früh morgens bis zum Abend genug zu denken, ohne daß wir uns Gedanken über andere machen können. Ich — für andere denken? Nein, Nein!“

Der Spion, welcher gekommen war, jeden Brosamen, den er finden oder erfinden konnte, aufzulesen, ließ in seinem lauernden Gesichte nicht durchblicken, daß er bis dahin umsonst gekommen war, sondern blieb — den Ellbogen auf Madame Defarges kleinem Ladentisch gelegt — mit einer Miene herablassender Galanterie stehen und nahm dann und wann ein Schlückchen Kognak.

„Eine schlimme Geschichte, Madame, diese Hinrichtung Gaspards. Ach, der arme Gaspard!“ sagte er mit einem Seufzer tiefen Mitleids.

„Mein Gott!“ entgegnete Madame leicht hin. „Wenn Leute Messer zu solchen Zwecken verwenden, so müssen sie dafür büßen. Er wußte im voraus, was der Preis für seine Liebhaberei war. Er hat den Preis bezahlt.“

„Ich glaube,“ sagte der Spion im vertraulichen Tone und in jeder Muskel seines arglistigen Gesichts verlebte revolutionäre Empfindlichkeit ausdrückend, „ich glaube das Schicksal des armen Mannes hat in diesem Quartier viel Mitleid erregt und viel Aufregung verursacht? Ganz unter uns!“

„Wirklich?“ fragte Madame gleichgültig.

„Nicht?“

„Hier ist mein Mann!“ sagte Madame Defarge.

Als der Inhaber des Weinschanks zur Tür hereintrat, griff der Spion grüßend an den Hut und sagte mit zuvorkommenden Lächeln: „Guten Tag, Jacques!“ Defarge blieb stehen und sah ihn verwundert an.

„Guten Tag, Jacques!“ wiederholte der Spion, weder ganz so zuversichtlich, noch mit einem so unbefangenen Lächeln wie das erste Mal.

„Sie irren sich, Monsieur,“ gab der Inhaber des Weinschanks zur Antwort. „Sie nehmen für mich einen andern. Das ist nicht mein Name. Ich heiße Ernest Defarge.“

„Es ist ganz einerlei,“ sagte der Spion leicht hin, aber doch geschlagen, „guten Tag!“

„Guten Tag!“ antwortete Defarge trocken.

„Ich sagte eben zu Madame, mit der ich das Vergnügen hatte mich zu unterhalten; als Sie eintraten, daß ich gehört, das unglückliche Schicksal des armen Gaspard habe in Saint Antoine viele Teilnahme und große Aufregung hervorgerufen, und ein Wunder ist es nicht.“

„Ich habe nichts davon gehört,“ sagte Defarge kopfschüttelnd, „ich weiß gar nichts.“

Nachdem er dies gesagt, trat er hinter den kleinen Ladentisch und blieb dort stehen, die Hand auf die Lehne des Stuhles seiner Frau gelegt. Ueber diese Schranke sah er den Mann an, dessen Gegner sie beide waren und den jedes von den beiden mit dem größten Genuß hätte niederschleßen können.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

# Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 4

Erscheint wöchentlich einmal.

Redaktion u. Expedition:

:: Nummderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 26. Januar 1918

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch

die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,

vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

## Inhalt:

Ein imperialistischer Volksstaat . . . . . Seite 23

Am den Sozialismus. Von Peter Unruh. (Schluß) . . . . . 24

Einigkeit . . . . . 25

Aus unserm politischen Tagebuch . . . . . 26

Feuilleton:

Zwei Stätte. Von Charles Dickens (Fortf.) . . . . . 27

## Ein imperialistischer Volksstaat.

Die ungeheure Revolution des Weltkrieges schuf die zwingenden Vorbedingungen für die künftige deutsche Demokratie. Die Bewilligung der Kriegskredite durch die Sozialdemokratie, die Heranziehung der Gewerkschaften und Genossenschaften für die Aufgaben der Kriegswirtschaft, die Preisgabe mancher früher geübter Schikanen gegen die Arbeiterklasse bis zur Ernennung eines Sozialdemokraten zum Unterstaatssekretär im Reichsernährungsamt — das und manches andere waren Etappen auf diesem Wege. „Frankfurter Zeitung“.

Kein Ereignis der inneren deutschen Politik hat auf die bürgerliche Welt einen so tiefen Eindruck gemacht, wie das Eintreten der Sozialdemokratie für die Kriegspolitik. Für sie war die Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von vornherein mehr als ein bloßer parlamentarischer Akt. Die Anerkennung des Burgfriedens, der Verzicht auf den Kampf gegen Belagerungszustand und Zensur war nur der erste Schritt auf dem Wege der Verbrüderung mit der bürgerlichen Welt.

Die Liquidation des Klassenkampfes durch die Sozialdemokratie mußte das Bürgertum in seiner Macht in ungeahnter Weise stärken und seine Hoffnungen für die Zukunft überschwänglich steigern. Je mehr aber dieser idyllische Zustand im Innern ins Wanken gerät, sei es durch störende Einflüsse von außen, desto mehr muß das Bürgertum bestrebt sein, Mittel ausfindig zu machen, die ihn auf lange Zeit, womöglich auf immer erhalten. Den Vorkampf zu diesem Dienst leisteten ihm die Sozialpatrioten, die just zur rechten Zeit, infolge der Kenntnis politischer Vorgänge und Aussichten, die sie durch ihre enge Fühlung mit der Regierung gewannen, mit Forderungen auf den Plan traten, durch die sie sozial-verbündend auf die arbeitenden Massen einzuwirken trachteten, während ihre Tätigkeit ebenso den außenpolitischen Absichten der Regierung den Weg bereiten sollte.

Diesen Zielen diente die sozialpatriotische Friedenspropaganda ebenso wie das auffällig plötzliche Eintreten

der Sozialpatrioten für Parlamentarisierung und Demokratisierung. Schließlich hofften sie ihr Ziel durch ihren Eintritt in den Mehrheitsblock zu erreichen. Welchen Sinn diese Manöver hatten, haben die Sozialpatrioten am deutlichsten verraten, als Herr Michaelis durch Herrn Hertling abgelöst wurde. Die Tatsache, daß Herr Hertling klug genug war, sich vor seinem offiziellen Amtsantritt mit den Parteien des Mehrheitsblockes ins Benehmen zu setzen, deren Gefolgschaft er von vornherein sicher war, diese dekorative Geste genigte den Sozialpatrioten, in ihren Blättern und Reden die fortschreitende Parlamentarisierung Deutschlands zu lobpreisen. Es kommt ihnen, der Regierung und dem gesamten Bürgertum darauf an, den arbeitenden Massen klar zu machen, daß die deutsche Reformation auf friedlichem Wege zu demselben Ziele gelangen werde, das die russische Revolution auf blutigem Wege erreichte: zur Eroberung und Sicherung der Rechte des Volkes, zur Umwandlung des bisherigen Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat.

Der Staat darf nicht mehr fortan die Sache einzelner bevorzugter Volksteile sein, sondern er muß die Sache des ganzen Volkes sein, die Veranstaltung aller, ihr Schicksal frei nach eigenem Willen gestaltenden Bürger, schreibt die „Frankfurter Zeitung“, das führende Organ des Finanzfreisinn in einem ausführlichen Artikel, der „das Werden des Volksstaats“ ankündigt, ein Wort, das, nebenbei bemerkt, im Eifer des Gesichts bestätigt, daß der jetzige Staat ein Klassenstaat, eben „die Sache einzelner bevorzugter Volksteile“ ist.

Was ist nun über den neuen Volksstaat des Imperialismus zu berichten. Wenig Positives, sagt selbst die „Frankfurter Zeitung“: „Es ist in einundvierzig Monaten des Krieges bis jetzt, bis zuletzt, in Deutschland keine einzige innerpolitische Gesetzgebungsfrage größeren Stiles in Angriff genommen worden. Zwar sind Hunderte von Gesetzen und Verordnungen ergangen; aber sie regeln nur die Notwendigkeiten des Krieges; sie sprechen nur von der Gegenwart, noch nicht von der Zukunft — nicht einmal für die Steuerpolitik oder für die Ueberleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft sind deren Grundlinien bisher festgelegt.“ Das ist der „revolutionären“ Wirkung des Krieges wenig genug. Worin also zeigt sich das Werden des Volksstaats?

Wir wollen der Reihe nach aufzählen, was das große Freisinnblatt anzuführen weiß. Wir wollen nichts verschweigen und nichts hinzufügen, wie bei einem heiligen Eid. Und dann wollen wir das Urteil denen überlassen, die zu Richtern über den Imperialismus befugt und be-

rufen sind. Also: 1. die Bewilligung der Kriegskredite durch die Sozialdemokratie. 2. die Heranziehung der Gewerkschaften und Genossenschaften für die Kriegswirtschaft. 3. die Preisgabe mancher früher geübter Schikanen gegen die Arbeiterschaft. 4. die Ernennung eines Sozialdemokraten zum Unterstaatssekretär. 5. die Politisierung der zum Staatsvolk Geeinigten. 6. die Politisierung der Politik. 7. die Politisierung des Reichstags in der Bildung einer Mehrheit. 8. das parlamentarische System. 9. die Politisierung der Regierung.

Das ist alles. Das andere, nämlich die Politisierung der Bundesstaaten, vor allem das allgemeine Wahlrecht für Preußen, steht noch bevor.

Lassalle hat uns gelehrt, daß Verfassungsfragen Machtfragen, daß die tatsächliche Verfassung die tatsächlichen Machtverhältnisse sind. Und er hat uns gelehrt, welches diese tatsächlichen Machtverhältnisse sind: die Kanonen in erster Linie und die Säbel der Polizei. Aber lange, bevor Lassalle uns das theoretisch lehren konnte, wußten es schon andere, ganz gewöhnliche Leute aus dem Volke. So haben die französischen Revolutionäre nichts eiligeres zu tun gehabt, als das Volk zu bewaffnen. Und das Volk hat, mit der Waffe in der Hand, seine Sektionen und Distrikte und Kommunen in Stadt und Land gegründet und darin hat es sich, immer mit der Waffe in der Hand, seine Verfassung selbst gegeben. Es ist ihm gar nicht eingefallen, sich dem Schnecken-tempo der Nationalversammlung, der offiziellen, vom König anerkannten Vertretung des Volkes, des Reichsparlamentes anzuschließen, anzuschließen. Ja, wenn es nach der Nationalversammlung gegangen wäre! „Nach Verlauf von zwei Monaten war der erste Artikel des neuen Verwaltungsprojektes noch nicht geschrieben“, berichtet Lacroix in den „Akten der Pariser Kommune während der Revolution“. Das geht den revolutionären Massen zu langsam. Sie geben sich ihre Verfassung über den Kopf der Nationalversammlung hinweg. Sie wissen, daß Verfassungsfragen Machtfragen sind, und das Machtverhältnisse sich nicht ohne Kampf verschieben lassen.

Das haben auch die russischen Revolutionäre gewußt; deshalb setzten sie die zarische Reichsduma auf ihr Altenteil und bildeten ihre Arbeiter- und Soldatenräte — immer mit der Waffe in der Hand; denn „die Kanonen — die sind ein Stück Verfassung“, sagt Lassalle. So schufen die französischen Revolutionäre ihren Volksstaat, und so schufen nahezu anderthalb Jahrhunderte später die russischen Revolutionäre ihren Volksstaat.

Trotzdem hat auch die „Frankfurter Zeitung“ recht. Auch die „inneren Wandlungen im politischen Dasein eines Volkes“ haben ihre Bedeutung, wenngleich es uns übertrieben scheinen will, daß sie „viel entscheidender seien, als alle äußeren Maßnahmen“. Wir erinnern uns, daß das 17. und 18. Jahrhundert durch tausend Kanäle frisches Wasser in das politische Bewußtsein des französischen Volkes geleitet und so eine „innere Wandlung“ bewirkt hat. Und schließlich spülten diese frischen Wasser auch den letzten Rest von Ehrfurcht vor dem bestehenden Regime hinweg. Der Sturm brach los. Das Volk stand auf und schuf sich seinen Volksstaat in einer denkwürdigen Weise. Ja, die „inneren Wandlungen“, die Ideen, üben auch ihre Macht, und auch sie sind ein Stück Verfassung. „Wer möchte prophezeien, was in Frankreich, in Italien

oder sonstwo spätestens dann geschehen wird, wenn mit dem Ende des Krieges die Zeit der großen Abrechnung beginnt?“ erinnerte die „Frankfurter Zeitung“ ihre Leser am Neujahrstage dieses Jahres.

## Um den Sozialismus.

Von Peter Anruh.

(Schluß.)

Es bleibt noch die Frage zur Beantwortung: Ist die Arbeiterklasse politisch reif für den Sozialismus?

Sulian Borchardt hat in einer Schrift den Nachweis zu führen versucht, daß die deutsche Arbeiterklasse an eine Revolution nicht denke. Die russischen Revolutionäre hingegen haben in ihrem derzeitigen Manifest auch an die deutsche Arbeiterklasse appelliert und ihre Reife für den Sozialismus aus ihrer starken, vor der Geschichte erprobten Organisationsfähigkeit hergeleitet. Sicher ist, das Borchardt mit seiner Auffassung nicht alleine steht. Den stärksten Widerhall werden seine Worte bei den Unabhängigen gefunden haben, die ihre Haltung durchaus damit motivieren, daß sich ja die Arbeiterschaft nicht rege. Freilich ist das eben nur ein Vorwand, hinter dem sich die Abneigung gegen revolutionäre Aktionen der Massen schlechthin versteckt.

Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß der Vorwurf, der seinerzeit gegen die Unabhängigen erhoben wurde, sie seien für gewisse Vorgänge verantwortlich zu machen, so völlig der Begründung doch nicht entbehre. Nur sind sie in einem andern Sinne verantwortlich, als die Herren Michajels, Capelle usw. ihnen unterstellten. Als wirkliche Urheber hätten sie schwerlich ein so klägliches Entschuldigungsgewinsel aufzuführen können, das für sie nun schon charakteristisch geworden ist. Da sie aber die „Unabhängigen“ sind, so steht ihre Verantwortung auf einem andern Blatte.

Nun ist nicht zu bestreiten, daß die deutsche Arbeiterklasse in diesem Kriege am wenigsten hervorgetreten ist. Aus den kriegführenden Ländern des Gegners der Mittelmächte dringt viel zu wenig Kunde über die Haltung der dortigen Arbeiterschaft zu uns herüber, als daß wir uns ein einigermaßen zutreffendes Bild davon machen könnten. Allein soviel sichert immerhin durch, daß die englischen Arbeiter einen langen und zähen Kampf gegen die allgemeine Wehrpflicht geführt haben. Soviel ist sicher, daß die italienische Arbeiterklasse einen heldenmütigen Kampf geführt hat, auch als Italien bereits im Kriegslager der Entente stand. Soviel ist sicher, daß die Arbeiterschaft der kleinen Balkanstaaten, besonders Serbiens, sich aus aller Kraft gegen den Krieg stemmte. Und die Franzosen? Wohl hat man wenig von ihnen gehört, aber wenn es einmal ans Erklären gehen soll, so mag unter anderem bedacht werden, daß keine Arbeiterschaft so schnell und gründlich zur Ader gelassen wurde, wie die französische. Es ist wohl möglich, daß dieser furchtbare Aderlaß sie auf lange aus den Reihen der Kämpfer für den Sozialismus ausgeschieden hat.

Trotzdem bleibt bestehen, daß die Arbeiterklasse der europäischen Mitte und des europäischen Westens bis heute noch nicht zu umfassenden Kämpfen gekommen ist. Es ist nichts so leicht, als sie deswegen zu verurteilen. Entscheidend ist nicht das ungeduldige Harren derer, die

wissen, was zu tun ist und wie es zu tun ist. Hier sehen sich „eherne“ historische Gesetzmäßigkeiten durch.

Wir haben gesehen, daß die kapitalistisch hoch entwickelten Länder ökonomisch für den Sozialismus reif sind. Das bedeutet aber, daß die Arbeiterklasse in ihnen den Kampf um den Sozialismus unmittelbar zu führen hat, und es bedeutet, daß eine ungeheure Fülle von Problemen und Schwierigkeiten vor ihr steht, eine Aufgabe, so riesengroß und in ihren Verzweigungen so verwickelt, daß sie immer noch davor zurückschrickt. Es kann für sie keine andere Lösung geben als die Bewegung die zur Sozialisierung der Gesellschaft führen muß, deren unmittelbarer Zweck und Inhalt die Sozialisierung der Gesellschaft ist.

Aber die ökonomischen Aufgaben sind nicht die einzigen, und sie sind den Arbeitern im ganzen in ihrer Tragweite am Ende nicht einmal bewußt genug, als daß sie sie als die schwierigsten erkennen könnten. Weit größer erscheinen ihnen die Schwierigkeiten des politischen Kampfes. Sie sehen sich einer ungeheuren Staatsgewalt gegenüber, und sie finden keinen Punkt, wo sie sie mit Aussicht auf Erfolg angreifen könnten. Sie sehen und fühlen nur den Druck einer gewaltigen Macht, die sie politisch und ökonomisch beherrscht. Und sie finden umso weniger den Weg des Kampfes, als sie durch den sozialpatriotischen und die Unentschlossenheit der sozialpatriotischen Führer völlig desorientiert sind. Verwirrung in der bewegungslosen Klasse ist aber stets eine Machtstütze der herrschenden Klasse. Das aber ist das Charakteristische des Klassenkampfes in dieser Epoche der gewaltigsten Kraftanstrengung des Imperialismus, daß die Arbeiterklasse, führerlos, sich durchringen muß, ihr eigener Führer zu werden. In diesem Stadium der Entwicklung befindet sich die gesamte mittel- und westeuropäische Arbeiterschaft. Es ist ein ungeheurer schwieriger und für die Arbeiterklasse furchtbar schmerzlicher Prozeß, aber in ihm allein liegen die Garantien für die Zukunft. Sie allein müssen erst ihres Daseins Kreise vollenden: die Sozialpatrioten müssen erst in vollem Umfange und in jeder einzelnen politischen Situation ihre Arbeit leisten; die Sozialpazifisten (Unabhängigen) müssen erst gezeigt haben, ob sie nur zeitig oder ob sie dauernd untauglich sind für den Dienst des Proletariats. Es ist gerade so: je tiefer der Stand der Sozialpatrioten und Sozialpazifisten, desto höher und schneller geht die Entwicklung der proletarischen Massen der politischen Reife entgegen.

Aber reden wir auch einmal von der Gegenseite. Man kann in der deutschen Presse fast Tag um Tag Berichte über Maßnahmen der Ententeregierungen lesen, in denen mitgeteilt wird, wie jene Regierungen sich anstrengen müssen, um Ordnung und Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten. Hier werden drakonische Streikerklasse proklamiert, dort wird auf rebellierende Arbeiter geschossen, hier arbeiten die Kriegsgerichte, dort die Zivilgerichte mit Hochdruck, hier haut die Polizeifistfaust, dort schickt der Browning. Hier werden Pazifisten verfolgt, dort werden Pässe verweigert. Und das ganze geistige Leben wird durch die engmaschigen Siebe der Zensur gequetscht. Kurz, die Staatsmaschinerie ist ununterbrochen beschäftigt gefügige Menschen herzustellen. Sie kommt nicht bei Tage und nicht bei Nacht zur Ruhe. Sie richtet ihre Anstrengungen auf die Spionage sowohl, wie auf eine zweck-

entsprechende Abfütterung der Massen mit Kriegsberichten. Von der italienischen Kammer wurde noch kürzlich berichtet, daß sie geheime Sitzungen abhalte, damit nur ja kein Wort zu den Ohren der Massen dringt.

Glaubt jemand, daß solche Anstrengungen der Ententeregierungen Beweise ihrer Kraft seien? Es ist alle Welt davon überzeugt, daß so nur Herrscher arbeiten, die den Boden unter ihren Füßen und die Kronen, beziehungsweise die Zylinder auf ihren Köpfen wackeln fühlen. Es wird ein ungeheurer Apparat von Werkzeugen in Bewegung gesetzt, um schließlich selbst die Gedanken und die Gesinnungen in Schlingene zu legen. So steht es in der Entente aus. Und wir haben wahrhaftig keinen Grund an der Richtigkeit dieser Darstellungen zu zweifeln.

Nein, herrschende Klassen, die mit solchen Mitteln ihre Macht aufrecht erhalten müssen, können nicht mit ihrer Macht prunken. Und das sollen die Arbeiter der betreffenden Ententeländer sich wohl merken. Es ist aber wiederum ein Zeichen der wachsenden Reife der Arbeiterklasse, daß sich am Tiefstand der Machtmittel der Herrschenden und ihre Herrschaftsmethoden ablesen läßt.

Reif, politisch reif ist die Arbeiterklasse dann, wenn sie ihre Klasseninteressen nach jeder Richtung klar erkannt, sich zu keinem Geschäft durch ihren Klassengegner mehr gebrauchen läßt, eine völlig selbständige Klassenpolitik treibt und sich rücksichtslos im Klassenkampf für ihre Klasseninteressen einsetzt. Aber diese Reife fällt der Arbeiterklasse nicht in den Schoß, sie ist die Frucht eines langen, schweren Prozesses. Und dieser Prozeß selbst zeigt den Reifegrad der Arbeiterklasse an.

## Einigkeit.

Die S. R. druckt in ihrer Nummer von 30. November einen Artikel ab aus dem „Fachgenossen“, dem Organ des Verbandes der Glasarbeiter, von Georg Horn, über die „Spaltungen der Arbeiterklasse“, als Zeichen, daß man auch in den Kreisen der „Unabhängigen“ nicht unbedingt gegen jede Wiederherstellung der Einigkeit ist. Wir wollen über die Frage der Wiedervereinigung der Unabhängigen und Abhängigen nicht viel Worte verlieren, da sie uns nicht direkt berührt. Denn was den wirklich proletarischen Standpunkt von den Unabhängigen unterscheidet, ist ein viel größerer Unterschied als zwischen jenen beiden Parteien besteht. Sie unterscheiden sich darin, daß die eine jetzt Regierungspartei, die andere Opposition ist, daß die eine die alte revisionistische Theorie annimmt, noch mit modernen imperialistischen Anschauungen bereichert, während die andere die alte radikale Theorie hochhält, daß die eine für das Durchhalten, die andere für den Pazifismus eintritt. Aber keine von beiden hat bemerkt, daß mit diesem Krieg eine ganz neue Epoche der Arbeiterbewegung anfängt, für die die alten Anschauungen der zweiten Internationale, ob revisionistisch oder radikal, nur bedingten Wert haben. Beide suchen die Arbeiter mit alten Phrasen zu gewinnen, suchen auf die Liebe und Ehrfurcht vor den überkommenen Lösungen (dort das Arbeiterinteresse, da das Prinzip) zu spekulieren, statt die neue Zeit mit ihren neuen Kampfbedingungen verstehen zu suchen, die Arbeiter aufzuklären und damit die ererbten Traditionen aus ihren Köpfen auszurotten.

Beide stehen auf dem Standpunkt der Landesverteidigung: auch die Unabhängigen würden laut vielen Erklärungen ihrerseits ihre Opposition aufgeben, wenn der Feind einen Teil des Landes besetzen würde. Beide beschränken sich auf den parlamentarischen Kampf, als ob die Befreiung des Proletariats und die Bekämpfung des Imperialismus durch den Parlamentarismus möglich ist; man erinnert sich; wie scharf Kautsky, das geistige Haupt der Unabhängigen, vor und während des Krieges gegen Massenaktionen und Massenstreiks auftrat.

Die beiden Parteien, die Unabhängigen und Abhängigen, sind also in ihrem Wesen sehr verwandt, daß wir nicht anderes sagen können, als daß sie zusammengehören. Ob sie getrennt marschieren (ohne zu schlagen!) oder sich wieder zusammenschließen werden oder sollen, ist eine Frage der taktischen Lage, liegt so ganz auf dem Gebiete der kleinen Taktik, daß wir uns darüber kein Urteil anmaßen können. Wichtig ist für uns die Frage, was in den jetzigen Verhältnissen die Lösung der Einheit der Arbeiterkassen bedeutet.

Vor einem Jahrzehnt, als es schien, als marschiere das Proletariat überall im Kampfe gegen den Kapitalismus vor, war die Lösung der Einheit so etwas selbstverständliches, daß eine Debatte darüber nie nötig erschien. Es waren die voranstehenden, mit Kampfeifer besetzten Gruppen, die diese Lösung erhoben gegen diejenigen Arbeiter, die auf Grund meist religiöser Anschauungen sich getrennt hielten, dadurch oft an die Seite der Unternehmer und der bürgerlichen Parteien standen und mit der Einheit auch die Kraft des Proletariats brachen. Am schwersten wurde das in den großen Streiks empfunden, weil hier die ganze Arbeitermasse des Betriebes als ein Ganzes mit identischem Interesse den Unternehmern gegenüberstand. Wie oft und zutreffend wurde da gesagt: nur wenn die Arbeitermasse einig ist, kann sie eine Macht bilden gegen ihre Feinde und Fortteile erringen. So wurde die Lösung der Einheit als etwas absolut Vortreffliches in die Köpfe der Arbeiter hineingehämmert. Und immer wieder hoben wir hervor: Nur Einheit im Kampfe kann den Sieg bringen.

Im Kampfe! Denn gesetzt, als die Agitation der Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften in rückständige schwarze Gegenden eindrang und man hätte ihnen gesagt: ihr brecht unsere Einheit durch Bildung einer kleinen dissidenten Sondergruppe, dann hätten sie zweifellos geantwortet: Einheit ist nötig zum Siege, aber erst muß die Welle zum Kampfe, muß der Kampf selbst da sein.

Wenn in den regungslosen unterwürfigen Massen die ersten Anfänge des Kampfes auskommen, dann ist nicht Einheit das Gebot der Stunde, dann ist Einheit eine Lösung, die das Erwachen des Kampfes hemmt. Nie kommt eine große Masse zusammen auf einmal zum Kampfe, einige, eine Minderheit erweckt zuerst, sieht die Welt mit neuen Augen an und geht voran, dadurch, daß sie sich ausscheidet. In solcher Zeiten ist die persönliche opfervolle Tat der Individuen nötig, die die Einheitsduselei der alten Führer tödnen. Das erste Auftreten Lassalles war auch ein Brechen der fortschrittlichen Einheit. Wie wurde er über diese Spaltung in den Reihen der Opposition gegen den Absolutismus verhöhnt und verleumdet!

Daß wir jetzt mitten in einer Weltwende stehen, die eine Neuorientierung des Proletariats notwendig macht, kommt immer mehr; wenn auch oft dumpf und unbestimmt, den Arbeitermassen zu Bewußtsein. Sie fühlen, daß die alten Vorstellungen des Kampfes, die aus den Jahrzehnten der zweiten Internationale überkommen sind, durch den Weltkrieg zum großen Teil Schiffbruch gelitten haben. Die es aber nicht verstehen, sind die Führer der alten Zeit, die Parlamentarier und Redakteure und Gewerkschaftsbeamten; in ihren Reden und Artikeln werfen sie mit den alten Losungen und Stichworten um sich, als wäre nichts in der Welt geschehen. Daß damit nichts zur Aufklärung der Arbeiter geschieht, sondern nur die Duselei gefördert wird, ist klar. Denn was die Arbeiter klar zu erkennen haben, ist dies: nicht die Einheit, nicht die von oben geleitete Riesenorganisation ist jetzt in erster Linie nötig, sondern der Wille zum Kampf und die Einsicht, daß dieser Kampf nur durch die Massen selbst geführt werden kann. Die Organisationen, auch die Partei, mit ihrem großen bürokratischen Apparat sind seit dem Kriegsbeginn zu Institutionen geworden, die Arbeiter vom wirklichen Kampfe zurückhalten. Dem gegenüber treten jetzt die Minderheiten, die kleinen Gruppen, die Einzelpersonen, die den Massen den Weg zeigen — theoretisch und praktisch — wie der neue Kampf gegen den Druck des Imperialismus, gegen Krieg und Ausbeutung allein zu führen ist. Das kann nur unter Bruch der Einheit geschehen. Sie befinden sich in derselben Lage wie Lassalle, als er sich von den Fortschrittler trennte, denn die alten sozialdemokratischen Parteien sind keine Organisationen des Kampfes, des wirklichen Kampfes mehr.

Der große Fortschritt, die Neuweckung des Kampfes auf neuer Grundlage, mit neuen Methoden und nach neuer Einsicht, kann nur gegen sie stattfinden; erst wenn dieser Kampf — auch unter Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse — einen großen Umfang annimmt, werden sie schließlich vielleicht mitgerissen werden, sowie in früherer Zeit katholische Arbeitervereine oft in den Kampf mitgerissen wurden. Einheit in der Untätigkeit, in dem Nichtkämpfen, wie die Herren der S. R. sie meinen, ist ein Hemmnis auf dem Wege, um wieder zum Kampfe zu kommen. Nur wenn es zum wirklichen Kampfe kommt, ist Einheit des ganzen Proletariats nötig.

### Aus unserm politischen Tagebuch.

22. Januar.  
In Brest-Litowsk sind wichtige Verhandlungen von Welt-historischer Bedeutung im Gange. Die russischen Unterhändler sprechen im Namen der vom Volk der Arbeiter, Bauern und Soldaten selbst eingesetzten Sowjets und berichten über jeden einzelnen Schritt mit größter Ausführlichkeit, über alles legen sie dem Volke Schritt um Schritt Rechenschaft ab.  
In Deutschland trägt ein Kronrat, das ist der engste Kreis um den Kaiser. Es handelt sich, wie man las, um Besprechungen, aber es sind Besprechungen, denen wichtige Entscheidungen entweder vorausgegangen sind oder doch nachfolgen werden. Auf dem letzten im Haupttagessitz des Reichstages Mitteilungen über die Verhandlungen in Brest-Litowsk gemacht, Mitteilungen, die zum Teil vertraulich sind, die aber nicht die Grundlage von Beschlüssen bilden können. Der Reichstag ist vertagt. Er wird einberufen, wenn die Regierung es für notwendig erachtet. Das deutsche Volk erhebt über den Stand der Verhandlungen so gut wie nichts, auf keinen Fall aber hat es irgend ein Recht, über sein Schicksal zu bestimmen. Schiller schreibt in seinem großen bürgerlichen Trauerspiel die Wahrheit in die Welt: Guastalla liegt in Deutschland!

23. Januar.

Arthur Stadthagen ist gestorben. Niederbarnim ist verwaist. Es muß also einen neuen Vormund bekommen, dem seine Wähler ihre politischen Geschicke bis zur nächsten Wahl anvertrauen können. Die Unabhängigen wollen dieses würdige Amt einem der Ihren anvertrauen. Wer wollte ihnen das verdenken! Es heißt nun, daß Herr Rudolf Breitscheid der Erkorene ist. Herr Breitscheid kam von den Naumännern her, war bis zum Kriege eine bewährte Stütze des Herrn Stampfer, dessen Korrespondenz er in der Abwesenheit ihres Herausgebers leitete, und ging im Kriege zu den Sozialpazifisten über, an deren Korrespondenz er sich mit Kautsky, Bernstein und Ströbel beteiligte. Man sieht, Herr Breitscheid hat sich entwickelt; auch ist er redegabig, liebenswürdig, recht von Herzen pazifistisch, kurz: er ist der Mann, der vor allem auch die bürgerlichen Wähler Niederbarnims zu sich herüberziehen wird. Er hat also viel Aussicht auf Erfolg, und da den Unabhängigen das Mandat alles und die Klarheit der Politik nichts ist, so ist Herr Breitscheid ganz ihr Mann.

Wie aber werden sich die Spartaner mit den Kandidaten Breitscheid abfinden? Werden sie die Parteidisziplin über alles stellen? Oder werden sie ihre Hand von den neuen Konfusionen zurückziehen, in die sie durch diese Kandidatur gestürzt werden? Es heißt, daß die Vertreter der Spartacusgruppe sehr erobert über die Kandidatur Breitscheid sind. Wir fürchten sehr, daß sie sich bei ihrer Mißstimmung weniger von politischen Erwägungen, als vielmehr von dem Streben leiten lassen, nach außen mit einem „eigenen“ Vertreter im Reichstag auftreten zu können, was für sie also mehr eine Frage der Repräsentation, als eine Frage der Politik wäre. Wir sehen innerhalb der Spartacusgruppe keinen Kandidaten, der im Reichstage das Erbe Karls Liebknechts antreten könnte. Solange aber die Spartacusgruppe selbst keine „eigene“, selbständige Politik treibt, solange sie keinen Vertreter dieser Politik in den Reichstag schicken kann und will, solange hat sie keinerlei triftigen Grund sich über die Kandidatur Breitscheid zu ereifern. Es ist ihr aber wieder eine Gelegenheit geboten zu zeigen, was an ihrer Selbstständigkeit ist. Ein Kandidat aus der Spartacusgruppe, der die Politik der Unabhängigen im Reichstag mitmacht, ist, na, nur ein Stück Draperie, er würde der Gruppe nichts sein als ein Beweis ihrer Schwäche.

24. Januar.

Trygghy hat kürzlich in einer Sitzung der Friedensunterhändler in Brest-Litowsk eine Erklärung abgegeben, die noch einmal kundgibt, was die Bolschewiks unter dem vielgenannten Selbstbestimmungsrecht verstehen. Es heißt in der Erklärung: „In Anbetracht dessen, daß es in der Ukraine keine Okkupations-truppen gibt, daß es dort weder mittelalterliche Ständes-organen gibt, die das Land repräsentieren wollen, noch von oben auf Grund der Machtstellung ernannte Scheinministerien, die innerhalb der Grenzen handeln, die ihnen von oben eingeräumt werden, und in Betracht ziehend, daß auf dem Territorium der Ukraine überall frei gewählte Sowjets der Arbeiter, Soldaten- und Bauern-deputierte existieren, und daß bei der Wahl aller Organe der Selbstverwaltung das Prinzip des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts angewandt wird, gibt es und kann es keinen Zweifel geben, daß der Prozeß der Selbstbestimmung der Ukraine, in den geographischen Grenzen und in den staatlichen Formen, die dem Willen des ukrainischen Staates entsprechen, seine Vollendung finden wird.“ Jeder weiß, daß diese Note nicht allein auf die Ukraine allein Bezug hatte.

24. Januar.

Die „Frankfurter Zeitung“ bringt in ihrem Leitartikel vom 11. Januar einige Äußerungen, die festgehalten zu werden verdienen: „Wenn auch immer zu beachten bleibt, daß das vornehmste Ziel der Russen der allgemeine Friede und nicht ein Sonderabkommen mit den Mittelmächten ist, so hat sich doch deutlich gezeigt, daß die Maximalisten bei dem Zwischenfall auch von der Absicht geleitet waren, die deutschen Sozialdemokraten in die Opposition zu drängen; die Russen spekulieren ja trichterförmig immer noch auf eine Revolution in Deutschland. Also ein Angriff der Maximalisten auf die Einheit der Parteien, auf die sich die jetzige deutsche Regierung allein zu stützen vermag. Dieser Sturm ist abgesehen. Die Lage war gefährlich und soweit sie den innerdeutschen Streit angeht, ist sie es noch. Wir verdanken es der Standhaftigkeit der deutschen Mehrheitsparteien, in erster Linie der Einsicht der sozialdemokratischen Führer, daß beide Anschläge bis jetzt abgesehen worden sind, der russische nicht anders als der deutsche.“ Wiederum also eine Anerkennung der sozialdemokratischen Führer.

## Feuilleton

### Zwei Stätte.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

Der Spion, wohlgeübt in seinem Gewerbe, veränderte nicht seine unbefangene Haltung, sondern trank sein Gläschen Cognak aus, nahm einen Schluck frisches Wasser und bat um ein anderes Glas Cognak. Madame Defarge schenkte es ihm ein, nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand und summt ein Liedchen vor sich hin.

„Sie scheinen in diesem Quartier gut bekannt zu sein, ich meine, besser als ich?“ bemerkte Defarge.

„Durchaus nicht; ich hoffe, hier besser bekannt zu werden. Ich fühle soviel Teilnahme für die unglücklichen Bewohner.“

„Ja!“ brummte Defarge vor sich hin.

„Das Vergnügen Ihrer Unterhaltung, Monsieur Defarge,“ fuhr der Spion fort, „erinnert mich daran, daß ich eigentlich die Ehre habe, Sie schon zu kennen, wenigstens dem Namen nach.“

„Wirklich?“ fragte Defarge sehr gleichgültig.

„Ja wirklich. Als Dr. Manette freigelassen ward, übernahmen Sie — sein alter Diener — die Obhut über ihn, weiß ich. Er wurde Ihnen übergeben. Sie sehen, ich kenne die ganze Geschichte.“

„Es scheint so,“ sagte Defarge. Eine zufällige Berührung von dem Ellbogen seiner Frau, wie sie strickte und vor sich hinsang, hatte ihn bedeutet, daß es das beste sei, zu antworten, aber mit möglichstster Kürze.

„Zu Ihnen,“ fuhr der Spion fort, „kam seine Tochter; und aus Ihrer Pflege übernahm ihn seine Tochter, begleitet von einem sauber gekleideten braunen Herrn; wie hieß er doch? — er trug eine kleine Perücke — Lorry — von dem Bankierhause Tellson u. Komp. — und brachte ihn hinüber nach England.“

„Ganz richtig,“ bestätigte Defarge.

„Sehr interessante Erinnerungen!“ sagte der Spion. „Ich habe Dr. Manette und seine Tochter in England gekannt.“

„Wirklich?“ fragte Defarge.

„Sie hören jetzt selten von ihnen?“ sagte der Spion.

„Nur selten,“ erwiderte Defarge.

„Im Grunde hören wir jetzt gar nichts von ihnen,“ fiel Madame ein, indem sie von ihrer Arbeit auf sah und ihr Liedchen abbrach. „Wir haben Nachricht von ihrer sicheren Ankunft und vielleicht noch einen oder zwei Briefe empfangen, aber seitdem sind sie allmählich ihren Lebensweg gegangen und wir den unserigen und wir haben keinen Verkehr miteinander gehabt.“

„So ist es, Madame,“ entgegnete der Spion. „Sie steht im Begriff sich zu verheiraten.“

„Sie steht im Begriff?“ wiederholte Madame. „Sie war hübsch genug, längst verheiratet zu sein. Ihr Engländer seit kalt-herzig, wie mir scheint.“

„O! Sie wissen, daß ich Engländer bin?“

„Ihre Zunge ist englisch,“ entgegnete Madame; „und wie die Zunge ist, muß meiner Ansicht nach auch der Mann sein!“

Er nahm die Erkennung nicht als ein Komplement auf; aber er schickte sich hinein und brach mit einem Lachen ab. Nachdem er seinen Cognak ausgenippt hatte, setzte er hinzu: „Ja, Miß Manette steht im Begriff zu heiraten, aber keinen Engländer, sondern einen gebornen Franzosen. Und da wir von Gaspard sprachen (ach, der arme Gaspard! es war grausam! grausam!) so ist doch seltsam, daß sie den Neffen des Marquis heiratet, wegen dessen Gaspard so hoch hängen mußte, mit andern Worten — den gegenwärtigen Marquis.“

Aber er lebt unbekannt in England, er ist kein Marquis dort, sondern einfach Mr. Charles Darnay. D'Aulnais ist der Familienname seiner Mutter."

Madame Defarge strickte ruhig weiter, aber auf ihren Mann brachte die Nachricht einen sichtbaren Eindruck hervor. Mochte er hinter dem kleinen Ladentische tun, was er wollte, Feuer machen oder seine Pfeife andrennen — er zeigte sich befangen und seine Hand war unruhig. Der Spion war kein Spion gewesen, wenn er das nicht gesehen und das Gesehene sich nicht gemerkt hätte.

Nachdem er wenigstens diesen einen Treffer gehabt, dessen endgültiger Wert freilich noch ungewiß war, und da außerdem keine Gäste erschienen, die ihm zu Entdeckungen verhelfen konnten, bezahlte Mr. Barsad seine Zechen und verabschiedete sich, nicht ohne auf die höflichste Weise zu bemerken, daß er das Vergnügen zu haben hoffe, Monsieur und Madame Defarge wiederzusehen. Einige Minuten, nachdem er sie verlassen hatte, blieben Mann und Frau genau in der Stellung, wie sie waren, im Fall er etwa zurückkehren sollte.

"Kann das, was er von Mademoiselle Manette sagt, wahr sein?" sagte Defarge mit gedämpfter Stimme, während er immer noch rauchend und die Hand auf die Stuhllehne gelegt hinter seiner Frau stand.

"Da er es gesagt hat, ist es wahrscheinlich eine Lüge," erwiderte Madame, und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. "Aber es kann wahr sein."

"Wenn es wahr ist —" fing Defarge an und stockte.

"Wenn es wahr ist?" wiederholte seine Frau.

— "Und wenn es geschieht und wir bei seinem Triumph noch am Leben sind — hoffe ich ihretwegen, daß das Schicksal ihren Mann fern von Frankreich halten wird."

"Ihres Mannes Schicksal," sagte Madame Defarge mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Fassung, "wird ihn hinführen, wo er hingehen soll und wird ihn zu dem Ende bringen, das ihm bestimmt ist. Das ist alles, was ich weiß."

"Aber ist es nicht sehr sehr seltsam — ist es jetzt nicht wenigstens sehr seltsam —" sagte Defarge, als ob er mehr einen Versuch machte, seine Frau zu bewegen, soviel zuzugeben, "daß nach aller unserer Teilnahme für ihren Vater und für sie selber der Name ihres Vaters gerade jetzt neben dem des Höllenhundes, der uns eben verlassen hat, von deiner Hand geächtet sein muß."

"Seltsamere Dinge als diese werden geschehen, wenn es kommt," gab Madame zur Antwort. "Sie sind jedenfalls beide gezeichnet, und sie verdienen es beide, das genügt."

Sie wickelte das Strickzeug zusammen, als sie dies gesagt hatte und nahm gleich darauf die Rose aus dem Taschentuch, das um ihren Kopf gewunden war. Entweder hatte Saint Antoine einen geheimen Instinkt, daß die anstößige Bier entfernt war oder Saint Antoine lauerte auf ihr Verschwinden; wie dem immer sein möge — es sah sie Mut, nach sehr kurzer Zeit sich wieder einzufinden und der Weinschank nahm sein gewöhnliches Aussehen wieder an.

Des Abends, zu welcher Zeit vor allen andern Saint Antoine das Innwendige auswendig kehrte und auf Türstufen und Fensterbrettern sah und an die Ecken schmutziger Straßen und Höfe trat, um einen Mundvoll frischer Luft zu schöpfen, war Madame Defarge gewohnt, mit ihrem Strickzeug in der Hand, von Ort zu Ort und von Gruppe zu Gruppe zu gehen, als ein Sendbote — es gab viele ihresgleichen — wie wir nicht wünschten, daß die Welt sie wieder erzeuge. Die Frauen strickten alle. Sie strickten unnütze Kleinigkeiten, aber die mechanische Arbeit war ein mechanischer Ertrag für Essen und Trinken; die Hände bewegten sich für die Rinnbacken und für die Verdauungswerkzeuge; wenn die knöchigen

Finger stillgestanden hätten, hätten die Magen mehr die Qualen des Hungers gefühlt.

Aber wie die Finger sich bewegten, bewegten sich auch die Augen und die Gedanken. Und wie Madame Defarge von einer Gruppe zur andern ging, bewegten sich alle drei rascher und zorniger in jeder kleinen Gruppe Frauen, mit der sie gesprochen und die sie dann wieder verlassen hatte.

Ihr Mann stand rauchend vor seiner Tür und sah ihr mit bewundernden Blicken nach.

"Eine große Frau," sagte er, "eine starke Frau, eine gewaltige Frau, eine fürchterlich gewaltige Frau!"

Die Nacht stellte sich ein und dann vernahm man das Läuten von Kirchenglocken und das ferne Trommeln der königlichen Garde und immer noch saßen die Frauen dort und strickten. Nacht umging sie. Noch eine andere Nacht kam ebenso sicher, wo die Turmglocken, die jetzt so schön in so manchem schlanken Turm Frankreichs läuteten, zu donnernden Kanonen umgeschmolzen sein und die Trommeln eine schwache Stimme übertönen würden, welche diese Nacht allmächtig als die Stimme der Herrschaft und des Ueberflusses, der Freiheit und des Lebens war. Soviel schloß sich um die Frauen zusammen, die immer noch strickten und strickten, daß sie sich selbst um einen noch ungebauten Bau herumzuschlossen, wo sie stricken und stricken sollten und fallende Köpfe zählen.

St. Antoine war an einem Morgen des Jahres 1789 ein ungeheures schwarzes Hin- und Herwehen von Vogelscheuchen gewesen und über den Wogen dieses Meeres funkelte es häufig hell, wie Klingen und Bajonette von Stahl in der Sonne glänzen. Ein fürchterliches Gebrüll erscholl aus der Kehle St. Antoinnes und ein Wald nackter Arme regte sich in der Luft, wie verdorrte Baumäste in einem Wintersturm und jede Hand hielt krampfhaft eine Waffe oder den Schein einer Waffe gepackt, welche die Tiefe ausspie, niemand kannte sagen wie weit her.

Wer die Waffen verteilte, woher sie kamen, durch wessen Vermittlung sie zu Duzenden auf einmal wie eine Art Blitze über die Köpfe des Gewühles hinfuhren, hätte niemand in dem Gedränge sagen können; aber Flinten wurden verteilt und auch Patronen, Pulver und Kugeln, Stangen von Eisen und Holz, Messer, Axt, Pike, jede Waffe, welche zornwütender Scharfsinn entdecken oder ersinnen konnte. Leute, die nichts anderes finden konnten, mühten sich mit blutenden Händen ab, Steine und Ziegel aus der Mauer zu reißen. Jeder Puls und jedes Herz in St. Antoine war in hoher Fieberhitze. Jedes lebendige Geschöpf daselbst hielt das Leben für nichts und war mit einer wahnwitzigen Leidenschaft erfüllt, es hinzuopfern.

Wie ein Wirbel kochenden Wassers einen Mittelpunkt hat, so bewegt sich alles dieses Gewühl im Kreise um Defarges Weinladen herum und jeder Menschentropfen in dem Kessel zeigt eine Neigung, nach dem Mittelpunkte hingezogen zu werden, wo Defarge schon ganz schwarz von Pulver und Schweiß, Befehle gab, Waffen verteilte, diesen Mann zurückstieß, einen andern hervorzog, einen entwaffnete, um den andern zu bewaffnen und in dem dichtesten Gewühl tätig war.

"Bleib in meiner Nähe, Jacques drei!" rief Defarge, "und ihr beide, Jacques eins und zwei, stellt euch jeder an die Spitze von soviel Patrioten, als ihr zusammenbringen könnt. Wo ist meine Frau?" (Schluß folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

# Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 5

Erscheint wöchentlich einmal.  
Redaktion u. Expedition:  
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 2. Februar 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch  
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,  
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

## Inhalt:

Die Tragödie der russischen Revolution . . .	Seite 29
Wilson, der Befreier . . .	30
Die Nationalitätenfrage in Rußland . . .	31
Aus unserm politischen Tagebuch . . .	33
Feuilleton:	
„Zwei Städte.“ Von Charles Dickens (Schluß) . . .	33
Der Riese . . .	34

## Die Tragödie der russischen Revolution.

Es ist keine Frage, in ihrem ganzen Verlaufe hatte die französische Revolution von 1789 nicht so horrenden Schwierigkeiten zu überwinden, wie die russische Revolution von 1917 sie vom ersten Tage an vor sich sah. Geboren in den Wirrnissen des Weltkrieges, hineingebettet in die gewaltigsten internationalen Zusammenhänge, genährt von den Säften, die ihr aus der Weltkatastrophe des Imperialismus fast zum Ersticken zufließen, steht sie innerhalb weniger Wochen vor dem ganzen riesigen Komplex ungelöster inner- und außerpolitischer Probleme, die der Imperialismus ihr als Erbe hinterlassen hat. Was dem russischen Imperialismus nicht gelingen konnte, und was über die Kräfte des Imperialismus überhaupt hinausgeht: die Herstellung eines ökonomischen und politischen Gleichgewichts: das hat die Revolution der Bolschewicks mit unerhörter Kühnheit und mit starkem Griff angepackt.

Es ist wahr: wir wissen wenig, viel zu wenig über diese Revolution. Aber selbst wenn wir noch weniger wüßten, als das wenige, das durch die dünnen Kanäle der offiziellen Pressebureaus zu uns herübergeleitet wird: das eine wissen wir, daß in Rußland eine proletarische Revolution siegreich ihr Haupt erhoben hat. Und an diesem einen mag es für uns hinreichend genug sein.

Es ist nun von der Tragödie der russischen Revolution gesprochen worden, und man hat den tragischen Knoten dieses weltgeschichtlichen Dramas in den Schwierigkeiten gesucht, die der Revolution im Innern des Landes bereitet sind. Man stellt nun hochweise Betrachtungen darüber an, wie die Bolschewicks es machen, wie sie es ganz und gar verkehrt machen, und wie sie es besser und allein richtig machen müßten. „Kenner“, ausgezeichnete Kenner russischer Verhältnisse grübeln tief sinnige Betrachtungen über die taktischen Mißgriffe der russischen Revolutionäre heraus. Diese ganze Weisheit ist heute keinen zerbrochenen Hosenknopf wert. Ihr Sinn und ihr Zweck ist nur zu klar: sie sollen das Vertrauen zu den Revolutionären und zur Revolution erschüttern.

Wir sind weit davon entfernt, die Bolschewicks in ihrer Haltung zu kritisieren, wir würden es selbst dann nicht tun, wenn uns die Verhältnisse der Revolution besser bekannt wären, als es unter den gegebenen Umständen möglich ist. Wir erinnern uns jenes Dichters, der seine Kritiker selbstbewußt mit den Worten abfertigte: „Macht's besser! Wir empfehlen aber allen weisen Richtern, die ihre menschheitbefreundenden Urteile fällen, hinüber zu gehen nach Rußland, sich als Freiwillige in die Armee der Revolution zu stellen, den Marschallstab zu erringen und die Geschicke der Revolution in die von ihnen als allein richtig erkannten Wege zu leiten. Bewähren sie sich dann, so wollen wir ihren Worten ein wenig mehr Beachtung schenken, wie wir jetzt für sie nur die größte Verachtung haben.“

Es liegt uns auch fern, die russischen Revolutionäre und ihre Handlungen mit noch so schönen Worten aus Marx zu decken.

Worin die Tragödie der russischen Revolution besteht? In den Schwierigkeiten etwa, die sie im Innern zu überwinden hat? Keine Revolution findet ihren Weg mit Rosen bestreut vor sich liegen. Nein, daß sie das einzige proletarisch-sozialistische Weltereignis inmitten des waffenstarrten Imperialismus ist, das ist die Quelle aller ihrer typischen Konflikte. Im schroffsten Gegensatz zum Imperialismus geboren, kann keine sozialistische Revolution mit den Mächten des Imperialismus einen Boden der Verständigung finden. Ist sie dennoch zum Verhandeln mit dem Imperialismus gezwungen, so kann sie es nur bei Strafe ihres eigenen Untergangs tun. Hier liegt der tragische Knoten des russischen Revolutionsdramas.

Wenn den Arbeitermassen ehemals klar gemacht werden mußte, daß die Gewerkschaftsbürokratie, aus objektiven Gründen, sich sozial und damit auch ideologisch von dem revolutionären Klassenbewußtsein der Massen entfernt hatte, so muß ihnen heute ebenso dringend klar gemacht werden, daß diese soziale und ideologische Differenz auch zwischen den sozialpazifistischen Führern und dem revolutionären Klassenbewußtsein der Massen besteht. Die Sozialpatrioten haben durch ihre Taten den letzten Schleier von dem Kern ihres Wesens entfernt, die Sozialpazifisten aber verbergen ihr reaktionäres Wesen noch unter einer dichten Hülle von Phrasen.

Und wo ist die selbständige Politik der früheren Gruppe „Internationale“? Franz Mehring selbst hat in einem Artikel der „Leipziger Volkszeitung“ die Selbstständigkeit der Gruppe als nicht mehr bestehend be-